Ein Zufall führte dann seinen Lebensweg aufwärts. Eines Tages lernte er den berühmten Sänger Victor Maurel kennen, der ihn mit Massenet bekannt machte. Der berühmte Komponist erkannte, daß er es mit einem ernsthaften Musiker zu tun habe und forderte ihn auf, eine Symphonie zu schreiben, für deren Aufführung sich Massenet auch verwendete. Aber es sollte nicht dazu kommen. Damals war die Liebe zwischen den beiden lateinischen Schwestern gar zu sehr getrübt; Italien war zu jener Zeit gerade Deutschlands Verbündeter geworden, was vollauf genügte, jeden italienischen Künstler und sein Werk in Paris unmöglich zu machen. Leoncavallo verließ deshalb, wiederum fluchtartig, seinen Wohnsitz und begab sich nach Mailand. Hier, im Mittelpunkt des italienischen Musiklebens, gestaltete er in emsiger Arbeit Text und Musik des Werkes, das ihn plötzlich zur europäischen Berühmtheit machen sollte. Im Jahre 1892, ein Jahr nach der Erstaufführung der „Cavalleria rusticana", wurden im Scalatheater seine „Pagliacci" mit nicht geringerem Erfolge als Mascagnis Erstlingswerk aufgeführt, und an dem Siegeszuge, den die Cavalleria über alle Opernbühnen der Welt unternahm, nahm nun auch Leoncavallos erfolgreichste Oper teil. Es war nicht nur der Verismo, die neue musikalische Richtung, die den Weg der beiden Opern einte; es war zu einem wesentlichen Teil auch der rein äußerliche Umstand, daß sich die beiden Werke, Mascagnis Einakter und Leoncavallos Zweiakter, gut zu einem Theaterabend vereinigen ließen.

Mit den „Pagliacci", die als „Bajazzo" ihren nachhaltigsten Erfolg auf den deutschen Opernbühnen fanden, war Leoncavallos Glück gemacht. Aber der Komponist, der, ganz wie Mascagni, in des Lebens Notdurft seine beste Inspiration gefunden hatte, hatte sich mit seinem ersten und größten Erfolge ausgegeben. Schon im Jahre 1893 brachte er seine große Oper „I Medici" heraus; aber das bunte Kolorit, die Wärme der Empfindung und die dramatische Schlagkraft, alle die Eigenschaften, die seine „Pagliacci" ausgezeichnet hatten, wurden in diesem Werke vermißt, und die Oper verschwand bald wieder vom Spielplan. Im Jahre 1896 ließ er seine Jugendoper „Chatterton" aufführen; aber auch ihr blieb der Erfolg versagt, genau wie seiner ein Jahr später aufgeführten „Bohème", der der Wettbewerb mit Puccinis gleichnamiger Oper nach wenigen Jahren eines Scheinerfolges das Todesurteil sprach. Puccinis Musik erwies sich eben als die bedeutendere, und während diese sich nach und nach alle Opernbühnen eroberte, blieb Leoncavallo immer nur der Bajazzo-Komponist. Er schrieb später noch eine ganze Reihe weiterer Opern, die ausnahmslos keinen Anklang fanden; sein schlimmstes Fiasko aber wurde „Der Roland von Berlin", den Leoncavallo auf Bestellung Wilhelms II. schrieb. Die Neapolitaner waren Stoffgebiet und Gedankenwelt dieses Opernvorwurfs, den er vernünftigerweise hätte ablehnen sollen, weltenfremd, und er geriet gar noch in seiner Heimat in unverdiente Lächerlichkeit, als dort der hohe Auftrag bekannt wurde, daß das Textbuch geradezu an Shakespeare gemahne. Uebrigens hatte der italienische Komponist sich für die ihm zuteil gewordene fürstliche Anerkennung revanchieren zu müssen geglaubt, indem er bei einer mehr oder weniger passenden Gelegenheit den damaligen Kaiser einen vollendeten Musiker nannte. Als später der Krieg ausgebrochen war, glaubte Leoncavallo, sich vor seinen Landsleuten wohl am besten dadurch rechtfertigen zu können, daß er wüst auf Deutschland schimpfte. Das war nicht nur charakterlos, sondern auch dumm; denn die Deutschen hatten ihm wirklich nichts getan, hatten ihn als Komponisten des „Bajazzo" im Gegenteil eher über Gebühr gefeiert, und an seiner Blamage mit dem „Roland von Berlin" war letzten Endes niemand schuld als der dicke Leoncavallo selbst.

Bunte Zeitung.

Deutschlands Errettung aus wirtschaftlicher Not. Von Albert Baum. Akadem.-Technischer Verlag, Joh. Hammel, Frankfurt a. M.-West. — Diese Schrift bringt ungeschminkte Tatsachen der nächsten Zeit. Sie zeigt uns, wie in kurzer Zeit Arbeitslosigkeit, Hungersnot, Massenunruhen, Verarmung, Verelendung usw. über uns hereinbrechen, ja schließlich der Staatsbankerott unvermeidlich ist, wenn zur Abwehr dieser Schicksalsschläge keine Schritte rechtzeitig unternommen werden. Diese Schrift gibt aber auch Wege und Mittel bekannt, wie der wirtschaftliche Ruin von uns abgewendet werden kann und muß.

Der Schwan als Edelwild. Den Schwan als Jagdvogel zu betrachten, wird wohl Niemandem, der den schönen, königlichen Vogel auf einem stillen Teich dahinziehen sieht, auch auch nur in den Sinn kommen. Trotzdem ist der Schwan ein nach der preußischen Jagdordnung ohne weiteres jagdbarer Vogel und zugleich der größte aller deutschen Jagdvögel, indem er den Kranich an Körpergröße noch um ein weniges übertrifft. Allerdings ist nicht der zahme, sondern nur der wilde Schwan jagdbar; indes ist die Aehnlichkeit der beiden Tiere so groß, daß sie schwer voneinander zu unterscheiden sind und der zahme Schwan hauptsächlich daran zu erkennen ist, daß er fast nie fliegt. Als Jagdwildvögel kommen in Deutschland sowohl der Höckerschwan (Cygnus olor) als auch der Singschwan (Cygnus musicus) in Betracht. Beide Vögel sind mit Ausnahme der kurzen Schonzeit vom 1. Mai bis zum 30. Juni das ganze Jahr hindurch jagdbar. Der Höckerschwan, kenntlich an seinem S-förmigen Hals und rotschwarzen Schnabel, bevorzugt, wie W. Schuster in der „Allgemeinen Forst- und Jagd-Zeitung" mitteilt, mehr brakkiges Wasser und besucht auf seinen Zügen am liebsten die Ostseeküsten sowie die norddeutschen Landseen. Er brütet und überwintert sogar zum Teil bei uns. Seltener und mehr an den Nordseeküsten ist der kleine isländische Singschwan anzutreffen, der sich eigentlich nur als Wintergast aus dem Norden bei uns einzustellen pflegt. Zum Unterschied vom Höckerschwan trägt er den Hals gerade nach aufwärts gerichtet, während sein Schnabel gelbschwarz gefärbt ist. Die beste Schußgelegenheit bietet sich dem Jäger während der im Frühling und Herbst stattfindenden Zuggeit. Die gleich den Wildgänsen in hackenförmiger Anordnung fliegenden Schwäne lassen sich dann gern zu kurzem Aufenthalt an den Seen des norddeutschen Tieflandes nieder und können nun ruhig abgeschossen werden, da es sich hierbei immer nur um wilde und niemals um zahme Schwäne handelt. Weniger anzuraten ist dagegen das Schießen auf die Schwäne, die sich im Sommer auf unseren Binnenseen aufhalten, weil man auf den ersten Blick nie sehen kann, ob man wirklich wilde Schwäne oder etwa nur zahme Flüchtlinge vor sich hat. Abgesehen von dem Nutzen, den ihr Gefieder gewährt, liefern namentlich die jungen Schwäne ein gar nicht zu unterschätzendes Wildpret, das, umsomehr als der tranige Geschmack des Fleisches durch Einlegen von Rüben in den hohlen Braten vollständig zum Verschwinden gebracht werden kann, eine willkommene Zugabe unserer schmalen Kriegsküche bildet.

Literatur.

Frank Heller, „Lavertisse macht den Hauptfreffer." Collins Abenteuer, 2. Band, Verlag Georg Müller in München. Wer von unseren sensationsfreundlichen Lesern erinnert sich nicht noch mit aufrichtigem Vergnügen an Hornungs jetzt sanft selig entschlafenen Favoriteinbrecher Raffle, der die halbe zivilisierte Welt auf den Kopf stellte und sogar vorübergehend auf der Bühne Fleisch und Blut annahm. Heute mutet uns dieses vielgenannte Verbrechergenie wie ein unmündiger Eleve an, der sich mit seinen Taten und Abenteuern schamhaft verstecken muß gegenüber den gigantischen Leistungen des schwedischen Langfingerkönigs Collin, den die führende Kritik einen ultragenialen, lustigen und sympathischen Verbrecher nennt; er führt alle Detektive der ganzen Welt an der Nase herum, und die tollste Jagd nach ihm endigt stets mit einem vollendeten Sieg des kühnen und witzigen Herrn Philipp Collin. Mit ihm ist dem phantastereichen Haupte des nordischen Erzählers Frank Heller eine Figur entsprungen, die, wenn nicht alles täuscht, noch viel von sich reden machen wird. Schon die erste, vor etwa Jahresfrist erschienene Sammlung seiner kriminalistischen Kunststücke schlug bei uns wie eine Bombe ein; der eben zur Ausgabe gelangte neue Band aber steht jenem an überraschenden Effekten und grandiosen Tricks sicherlich nicht nach. Eine Erzählung mit so viel atemraubender Spannung wird man wohl selten finden; als Ablenkungsmittel in trüben Stunden kann kaum etwas Besseres empfohlen werden. M. W.

„Deutsche Hausgärten." Handbuch für bürgerliche Gartenkunst. Im Auftrage der Gesellschaft für Heimkultur e. V. herausgegeben von Gartenarchitekt E. Hardt, Düsseldorf. Mit über 300 teils ganzseitigen Abbildungen und farbigen Kunstbeilagen. Preis gebunden 10 Mk. (Porto 60 Pf.), für Mitglieder der Gesellschaft für Heimkultur e. V. (Jahresbeitrag 18 Mk.) nebst 3 ähnlichen Werken und der Illustrierten Zeitschrift „Heimkultur" kostenlos. Heimkulturverlag Westdeutsche Verlagsgesellschaft m. b. H., Wiesbaden. Der Garten dient als Erholungsraum und muß als ein Teil der Wohnung behandelt und individuell gestaltet werden. Das lehren uns diese Gartenpläne, Ansichten und Details der über 300 Illustrationen dieses Werkes. Sie bieten erstmalig eine Uebersicht über den heutigen Stand unserer Gartenkultur und gliedern sich in Vorgärten, kleinen und größeren Hausgärten und Villengärten, Dachgärten, Spielplätze, Landschaftsgärten und Gartenarchitekturen mit ihrer Fülle von Einzelheiten. Lauben, Gartenhäuser, Spaliere, Gartenmöbel, Pergolen, Brunnen sind reich vertreten, so daß nicht nur der Fachmann, sondern vor allem der Gartenbesitzer Anregungen findet, wie er den Garten zeitgemäß ausgestaltet und immer mehr zu dauerndem Genuß verbessert. Das ist der Zweck dieses außerordentlich billigen und musterhaft ausgestatteten Prachtwerkes. Ueber die Frage „Wie lege ich einen Garten an oder wie verbessere ich ihn" unterrichtet das in zweiter Auflage von der G. f. H. herausgegebene Werk „Der Garten der Neuzeit" von Landesökonomierat Aug. Siebert in ausführlicher Weise in 27 Kapiteln mit über 200 Bildbeispielen, dessen 1. Auflage (Mk. 15,50) auch im Heimkulturverlage erschien und ebenfalls mittlere und kleine Hausgärten vorwiegend in anerkannt mustergültiger Weise behandelt.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstr. 62
Fernruf 4529.

Unterhaltungsbeilage
der „Saale-Zeitung"

Nr. 53 — Donnerstag, den 14. August — 1919

Der rote Kersien.

Roman von Richard Skowronnek.

(3. Fortsetzung. Nachdruck verboten.)

Also das war das Ende! „Aus, erledigt, abgehalftert und nichts mehr zu machen", wie der Regimentskommandeur gesagt hatte, einen Abschied in der Tasche, der für jeden Wissenden eine verzweifelte Familienähnlichkeit mit dem schlichten hatte! Und der Kreis der Wissenden bedeutete in diesem Falle so ziemlich alles, was in der preußischen Armee seinen Fuß in einen Steigbügel steckte. Da eilte die Kunde von Garnison zu Garnison, sprang von einem Kasino ins andere und verichtete ihr Werk geräuschlos, sicher und zuverlässig, wie ein Sendbote der heiligen Feme. Ein Werk der Ergänzung zu dem öffentlichen und offiziellen Spruche der berufenen Instanzen, das vielleicht grausam erscheinen mochte, aber notwendig war, wenn das Offizierkorps bleiben sollte, was es war, eine Verkörperung des Ehrbegriffes der ganzen Nation. In vierzehn Tagen spätestens stand die Meldung im Militärwochenblatte, und da fand sich fast immer einer in der Tafelrunde, der zu ihr den ergänzenden Kommentar zu liefern wußte, der die Vorgeschichte der gemeldeten Abschiedsbewilligung auf irgend einem der üblichen Wege erfahren hatte; auf seinem letzten Urlaub in Berlin beim Frühstück bei Töpffer oder im „Prinzen Wilhelm", oder abends bei Siechen und im Pschorr, den Zentralstellen für alle Nachrichten aus dem Reiche, die dort von den „Boxern", Kriegsakademikern, den zur Schießschule oder auf „Schmirgelkommando" Geschickten zusammengetragen wurden. Und wenn es etwas anderes war als andauernde Krankheit oder Dienstuntauglichkeit nach einem erlittenen Unfalle, dann zuckte man mit den Achseln, sagte in leichteren Fällen, wie Schulden oder Frauenzimmer, vielleicht noch „armer Kerl" dazu, und der Mann war erledigt. Zu Hause aber holte man die Rangliste aus dem Büchergestell, zog durch den Namen einen dicken Strich und merkte sich ihn. Einmal, um sich in der Zählung der Vordermänner nicht zu irren, und zweitens, weil man ja nicht wissen konnte, ob man ihm nicht einmal später im Leben irgendwo begegnete . . .

Das hatte er hundert- und tausendmal mitgemacht, dieses Gericht, gegen dessen Spruch es keine Berufung gab, ohne sich etwas anderes dabei zu denken, als daß es eben althergebracht, selbstverständlich und notwendig war. Jetzt aber ging es um ihn, und sein Name wurde zwischen zwei Löffeln Suppe oder bei der Zigarre im Rauchzimmer erledigt und aus der Liste derjenigen gestrichen, mit denen man auch nach der Verabschiedung noch verkehren durfte, ohne sich und dem Rocke, den man trug, etwas zu vergeben. Er hörte es ordentlich, wie der Tischälteste in irgend einem Kasino im Westen oder Osten sich zu den in seiner Nähe sitzenden Kameraden wandte: „Weiß einer der Herren zufällig, was mit diesem Herrn von Kersien los ist? Er steht heute im Wochenblättchen, Kersien, von den Liebensteiner Kürassieren." . . . Und dann erhob sicherlich einer irgendwo an dem langen Tische seine Stimme: „O ja, sehr wohl, Herr Rittmeister, ich hab' die Geschichte neulich in Berlin gehört, als ich dort auf der Rückreise von meinem Urlaub ein paar Tage frische Luft schnappte. Er ist in einem öffentlichen Lokal von einem angetrunkenen Zivilisten tätlich insultiert worden und hat sich's merkwürdigerweise ruhig gefallen lassen." Dann fragte der Tischälteste vielleicht noch: „Weshalb sich dieser Herr von Kersien so, gelinde gesagt, zurückhaltend benommen hat, wissen Sie wohl nicht?" Und wenn der andere bedauerte, mit näheren Details nicht aufwarten zu können, war der Fall für alle Zeiten erledigt, das Urteil gesprochen ohne Zeugenverhör oder Vernehmung des Angeklagten. Höchstens daß die Herren noch ein Weilchen davon sprachen, wie sie sich in ähnlicher Lage benehmen würden, und zu dem Schlusse kamen, daß es am geratensten wäre, jeder Möglichkeit, in eine solche Situation zu geraten, in weitem Bogen aus dem Wege zu gehen. Denn wie man sich dabei auch legen mochte, immer war's verkehrt. Gebrauchte man die Waffe, dann gab's das unvermeidliche Geschrei in den Zeitungen, und der Fall mußte schon sehr sauber und zweifelsohne aussehen, damit man mit der üblichen Festungsstrafe und Versetzung in ein anderes Regiment davonkam. Stach man aber nicht, war man erst recht verloren. Dann gab's ganz glatt den schlichten Abschied! Wenn man ein gewöhnlicher Sterblicher war; aber dieser Herr von Kersien besaß anscheinend hohe Protektoren, sonst wäre er nicht so glimpflich behandelt worden. Wahrscheinlich einer von diesen ostpreußischen „Dicktöppen", die sich einbilden, ihre Vorfahren wären mit dem Erzvater Noah zusammen in der Arche gefahren. Aber dieser anscheinend freiwillig nachgesuchte Abschied wurde ihm ja doch nur im dunkelsten Zivil geglaubt, wer „vom Bau" war, wußte schon, was er davon zu halten hatte . . .

Rabe-Christoph war ganz langsam die Treppe von der Wohnung des Regimentskommandeurs heruntergegangen. Nach der gefallenen Entscheidung war eine seltsame Ruhe über ihn gekommen, nur — merkwürdigerweise — er hatte die Empfindung, als wenn sein Hirn in zwei Hälften gespalten wäre. Die eine Hälfte dachte daran, daß er diese alte, knarrende Holztreppe mit dem braunen Geländer nun wohl zum letzten Male hinunterging, daß die Malereien an den Wänden — eine Diana mit Pfeil und Bogen und eine ihr Füllhorn entleerende Flora — eigentlich scheußlich stümperhaft und geschmacklos waren — die Arme der Flora waren um einen halben Meter zu lang, und die Göttin der Jagd sah aus, als wenn sie Ballett tanzte —, und die andere Hälfte seines Hirns stellte allerhand Betrachtungen an, die alle darin endeten, daß er nach Pflicht und Herkommen jetzt nach Hause zu fahren und sich dort eine Kugel vor den Kopf zu schießen hatte. Aber das eilte nicht so sehr; wenn der Kommandeur kurz vor der Paroleausgabe in der Kaserne die Meldung erhielt, war es noch immer Zeit genug. Dann öffnete der hohe Herr den Brief, las die paar Zeilen im Kreise der Eskadronchefs und des Adjutanten vor und sagte nach einer kurzen Pause, in der die Ergriffenheit der Zuhörer je nach Charakter oder Temperament zum Ausdruck kam: „Ja, meine Herren, Sie sehen mich tief erschüttert, aber nach Lage der Sache war es wohl der einzig richtige Ausweg. Wat der Sohn meines ältesten Jugendfreundes — Sie wissen, ich bin mit dem verstorbenen Grafen, seinem Herrn Vater — hier im Regiment als Avantageur eingetreten — ja, es betrübt mich tief, aber ich hoffe, bei Ihnen auf keinen Widerspruch zu stoßen, wenn ich mir herausnehme, zu bestimmen, daß unser unglücklicher Kamerad von Kersien mit allen militärischen Ehren zu Grabe getragen wird. Von Ihnen, Herr von Schäwen" — damit wandte er sich mit einem leichten Heben der Hand an den Regimentsadjutanten — „erwarte ich bis heute nachmittag um Vier spezialisierte Vorschläge, den Trauerkondukt stellt natürlich die dritte Schwadron, ja, und was ich sagen wollte, von Ihnen, meine Herren" — damit sprach er die Eskadronchefs an, die alle wie auf ein stillschweigendes Kommando die rechten Hände an den Helmrand hoben — „ja, von Ihnen erwarte ich, daß Sie im Kreise Ihrer jüngeren Kameraden Gelegenheit nehmen, diesen betrübenden Fall zum Ausgangspunkt recht eindringlicher Vermahnungen zu machen. Es ist in letzter Zeit die Unsitte eingerissen, allerhand zweifelhafte Lokale in Uniform zu besuchen. Für mein Regiment verbiete ich das von jetzt an und werde mich mit Seiner Exzellenz dem Herrn Gouverneur ins Benehmen setzen, damit diese Präventivmaßregel auch für die Herren der anderen Waffengattungen befohlen wird. Bitte, lesen Sie weiter, Herr von Schäwen!"

Damit war der „Fall Kersien" erledigt. Der Regimentsadjutant fuhr in der Befehlsausgabe fort, die Wachtmeister mit ihren dicken Notizbüchern traten wieder in den Kreis und schrieben nach dem Diktat: „Zwanzig Mann Arbeiter unter Führung eines Gefreiten für das Fort Plauth stellt die fünfte Schwadron", oder: „Der Kürassier Annuschat ist wegen Ausbleibens über Zapfenstreich mit drei Tagen Mittelarrest bestraft worden." . . . Ein Mann über Bord, das Schiff ging weiter! Nur vielleicht nahm der Kommandeur noch den Etatsmäßigen für ein paar Minuten beiseite, faßte ihn unter den Arm und sprach mit ihm noch einmal den ganzen Fall durch. Daß er bis über die Grenze seiner Befugnisse gegangen, aber nun eigentlich heilfroh wäre, daß er dem Korpskommandanten darüber nicht mehr Rede und Antwort zu stehen hätte, und so weiter . . .

Das vollzog sich alles nach Schema F und ganz programmgemäß, fehlte nur natürlich, daß er, Rabe-Christoph, den erforderlichen Brief schrieb. Aber jetzt war es erst neun Uhr am Vormittag, er hatte also noch reichliche Zeit. Vielleicht also fuhr er nach dem „Blutgericht", der alten Weinschenke im Schloßkeller, und trank zum Abschied in einem der dämmerigen Winkel eine Flasche 87er Mouton Rothschild . . . Und während er in der offenen Haustür in das dichte Schneegestöber hinausblickte, dachte wiederum die andere Hälfte seines Hirns: „Nein, laß es lieber, sonst sagt man dir wo möglich noch nach, du hättest dir zur Ausführung deines Entschlusses erst den erforderlichen Mut antrinken müssen." Und das war doch wahrhaftig nicht nötig! Wenn etwas auf der Welt selbstverständlich war, so war es doch dieser Entschluß. Ein Kersien, der von seinem Regimente den aufgezwungenen Abschied in der Tasche trug, konnte einfach gar nicht anders handeln . . . Vor der Entscheidung konnte er vielleicht mit allerhand schwachmütigen Gedanken umgehen, aber wenn die Würfel gefallen waren, gab es doch kein Zaudern mehr. Wie ein Befehl saß es einem im Nacken und führte geradeswegs zu dem Schreibtische, auf dem der geladene Armeerevolver lag . . .

Eine leere Droschke fuhr vorüber, er rief den Kutscher an und ließ sich nach seiner Wohnung fahren. Und als er in dem kümmer-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19190814028/fragment/page=0001

lichen Gefährt die abgegriffene Plüschdecke über die Knie zog, überkam es ihn fast wie ein Gefühl der Zufriedenheit. Der letzte Entschluß war gefaßt, und die beiden in Jablonowo, die Mutter und der ältere Bruder, die schämten sich die Augen aus dem Kopf. Schämten sich, denn sie mußten sich doch sagen, daß sie allein an dem traurigen Ausgange die Schuld trugen. Er aber, der letzte Kersten, war aufrechten Hauptes dahingefahren. Es wäre so leicht gewesen, mit einer frechen Lüge den ohnehin schwankenden Regimentskommandeur zu einer anderen Entschließung zu drängen. Der Schutzmann Lepkamm hätte bei einer Gegenüberstellung von Angesicht zu Angesicht seine Behauptung natürlich zurückgenommen, der Wirt der Stadt Libau' und seine Angestellten hatten überhaupt nichts gehört — das hatte der kleine Brünckendorff gleich hinterher versichert —, er aber hatte von diesem Studenten mit der farbigen Mütze auf dem Kopf natürlich angenommen, daß er ihm am anderen Tag die geforderte Genugtuung nicht verweigern würde. Eine dieser bunten Mützen sah wie die andere aus, und er hatte sich bekanntlich um diesen Studentenkram nie gekümmert. Die einen gaben unbedingte Satisfaktion, die anderen wiederum verwarfen ein Prinzip des Zweikampfs, also wer sollte es ihm verdenken, wenn er erklärte: Ich habe diese dunkle Verbindung mit einem der hiesigen Korps verwechselt? Statt dessen war er wie ein ganzer Mann bei der Wahrheit geblieben, hatte die rettende Lüge verschmäht und zahlte nun eigene und fremde Schuld mit dem Leben. Fuhr lachenden Mundes dahin und warf alles mit einem leichten Fingerdruck hinter sich über die Feste Schulter. — — —

Zu Hause erwartete ihn sein Kartelträger, der Oberleutnant und Regimentsadjutant von Schäwen, um ihm mitzuteilen, was er schon vom Oberst erfahren hatte, daß nämlich der Studiosus Kochanski die geforderte Genugtuung verweigert hätte.

„Also, ich sage Ihnen, lieber Kersten, es war einfach scheußlich. Der Kerl empfing mich in einer unaufgeräumten Bude, in der es penetrant nach armen Leuten roch, und nicht: nein! die Mühe hatte er sich genommen, einen Hemdkragen umzubinden. Gestickte Morgenschuhe hatte er an, und in einem Nebenzimmer plärrten seine Kinder. Also ich sagte meinen Vers auf, und da sagt mir dieser Kerl, ob ich Schopenhauer gelesen hätte. Ich verbeut mir diese Frechheit natürlich und ersuche ihn, mir klipp und klar zu antworten. Da steht mich dieser Mensch ganz impertinent durch seinen Kneifer an und sagt: ‚Sie ärgern sich, Herr Leutnant, in der Frage hat auch meine Antwort gelegen.' Holt ein schmieriges Buch aus einem Gestell und will mir was daraus vorlesen. Ich sage: ‚Bitte, lassen Sie diese unpassenden Scherze und antworten Sie mir ja oder nein, nehmen Sie die Forderung an oder nicht?' Er drauf: ‚Nein, Herr Leutnant, und grüßen Sie mir den Herrn von Kersten. Ich lasse ihm sagen, wir wären jetzt quitt miteinander.' Wörtlich. Da gab ich das Rennen natürlich auf, denn ich hatte den Eindruck, jedes weitere Wort wäre unnütz und eine Entwürdigung gewesen. Der Kerl muß anscheinend irgend einen alten Groll gegen Sie haben, nicht wahr, lieber Kersten?"

Rabe-Christoph hatte geflissen zugehört, die Einzelheiten des Berichtes interessierten ihn kaum. An seinem Entschluß war ja doch nichts mehr zu ändern . . .

„Mag sein, lieber Schäwen, daß da eine alte Rechnung beglichen wurde. Hat er Ihnen nicht vielleicht auch noch gesagt, daß er mir heute nacht das Wort ‚Düünitauer' ins Gesicht geschrien hat?"

Der Oberleutnant von Schäwen sah ihn ganz fassungslos an. „Düünitauer? Ist das Wort wirklich gefallen?"

„Ja, lieber Schäwen, ich hatte heute früh nur in der Eile vergessen, es Ihnen mitzuteilen."

„Nein, davon hat er mir nichts gesagt."

„So, nicht? Also dann steht anscheinend noch so etwas wie ein Stück Gentleman in dem Kerl. Na, wie ist's nun, Schäwen, darf ich Ihnen noch mit einer letzten Zigarre aufwarten, oder nehmen Sie vielleicht lieber einen Kognak?" . . .

„Ich danke, Herr von Kersten, ich hab' es sehr eilig. Guten Morgen!" Der Oberleutnant von Schäwen verneigte sich kurz und verließ das Zimmer. Rabe-Christoph aber lachte laut auf und hatte die Empfindung, dem Davongehenden nachzurufen: „Sie brauchen mir's gar nicht so deutlich zu machen, lieber Schäwen, ich weiß auch so schon Bescheid", im selben Augenblicke aber schlug ihn die Stimmung um, und das Lachen endete fast in einem Schluchzen.

„Herr von Kersten" hatte er gesagt, dieser bis in die Fingerspitzen korrekte Regimentsadjutant! Und wie gestiefeltlich er den Helm in der Rechten behalten hatte, um jeder Möglichkeit, noch einen letzten Händedruck tauschen zu müssen, aus dem Wege zu gehen! An seinen blütenweißen Handschuhen hätte vielleicht je etwas kleben bleiben können von dem Schimpf, den der andere nicht abgewaschen hatte! . . . Aber schließlich, er hatte ja recht von seinem Standpunkte aus, und durfte gar nicht anders handeln, denn er stand in diesem Augenblicke nicht für sich allein da, sondern als Vertreter des ganzen jüngeren Offizierkorps, und dem mit den ungeschriebenen Gesetzen dieser Körperschaft Vertrauten fielte sich für ein Benehmen leicht die richtige Deutung ein. Die förmliche Anrede, das war der scharfe Schnitt, der den Bemakelten von den Reinen trennte, und der verweigerte Händedruck die Vollstreckung eines stillschweigend gefällten Urteils, das einen Unwürdigen aus seiner Kaste stieß . . . Also jetzt vorwärts auch und nicht lange erst nachgedacht, oder gar noch gezögert! Der vorgeschriebene Weg, den der Ausgestoßene nach Sitte und Herkommen zu gehen hatte, war ja so kurz und nicht zu verfehlen . . . ein rascher Fingerdruck, und der Makel war wieder abgewaschen. Zwar nicht in fremdem Blute, sondern im eigenen, aber dem Toten gab man wieder, was man dem Lebenden verweigert hatte, die Ehre und den letzten Händedruck . . .

(Fortsetzung folgt.)

„Dummer Bub"

Von Egid von Filek.

Nein, es ist kein Traum, keine Sinnestäuschung; sie stehen wirklich da, die lieben Worte, flüchtig hingekritzelt auf das feine Papier, mit langen, schmalen, steilen Buchstaben ohne Schattenstriche.

Leise, kaum merklich, steigt ein süßer Duft aus den Zeilen, aber heimlicher noch und süßer duftet das Wort in mein Herz.

So ist es nun doch geschehen, was ich so gefürchtet und so ersehnt habe: ich habe ihr doch gesagt, wie es um mich steht, daß sie mir lieb und teuer ist wie meine vergangene Jugend, daß aber zwischen ihr und mir die Wellen von mehr als zwanzig Lebensjahren fluten. Habe sie innig und ernst gebeten, ihr Herz genau zu prüfen, ehe sie das kostbare Gut an den Mann verschwendet, dem der erste Reif die Schläfen bedeckt. Und sie hat das schöne, flechtengekrönte Haupt tief auf die Brust gesenkt und mir leise zugesagt, warum ich hat.

Und nun hat sie dieses Wort gesunden, unter all den tausenden unserer Sprache gerade dieses eine Wort!

Es gibt Dinge, die tief in unserer Seele begraben liegen wie die verwunschene Glocke im See. Monate und Jahre können vergehen, ohne daß ein klarer Gedanke an ihr Dasein rührt. Aber wenn Zeit und Stunde kommt, fängt die Glocke in der Seelentiefe plötzlich zu klingen an. Und schauernd und entzückt erkennen wir, daß sie das Lied unseres Lebens singt, das uns heimlich geleitet von der Wiege bis zum Grabe, das in ewiger Jugendfrühheit nichts weiß vom Altern und Sterben — jenes Heimatlied, auf dessen Schwingen die befreite Seele in die Ewigkeit schwebt in der ersten Stunde der Verwandlung.

Und plötzlich weiß ich, was jenes Wort für mich bedeutet, so unscheinbar und belanglos und doch erfüllt von einem heimlichen, tiefen Sinn. Aus den Märchentagen der Kindheit klingt es herüber; an der Schwelle des Jünglingsalters stand es und sah mich an aus großen, tiefen Augen; die erste Mannheit hat es in mir aufgeweckt und mich gelehrt, daß das Leben kämpfen heißt.

„Wann hab' ich es zuerst gehört, das Wort, das liebe Wort . . .

Ferne Zeiten der Kindheit dämmern vor mir auf. Ich liege im Bett zwischen Schlaf und Wachen, mitten in der Nacht, mit einem kalten Umschlag auf dem Kopf. Gestern abend hat der Doktor erklärt, ich hätte starkes Fieber. Das hat mich weiter nicht aufgeregt — ich war so müde, so gleichgültig gegen alles. Aber jetzt in der Nacht, jetzt fürchte ich mich. Ich weiß eigentlich nicht, wovor — aber ich fürchte mich. Alle Dinge um mich herum sind so dunkel, feindselig und drohend. Die Hängelampe steht wie ein böser Raubvogel aus, der sich auf mich stürzen will. Der Ofen in der Ecke ist ein grauenvolles Gespenst. Ich presse die Zähne zusammen und schließe die Augen zu — fest, ganz fest. Und dennoch sehe ich, wie das Dunkel auf mich zukommt und die Arme nach mir ausstreckt; und jetzt zerreißt der letzte, dünne Faden der Selbstbeherrschung — ich schreie vor Entsetzen auf, fahre im Fieberwahn aus den Kissen empor. Aber das Dunkel ist weich und warm und hat eine sanfte Stimme — die Stimme meiner Mutter. Und es streicht meine glühende Stirn und sagt:

„Ich bin's — so fürchte dich doch nicht so, du dummer, dummer Bub . . ."

Das Wort rollt über mich wie eine laue, köstliche Welle — ich sinke zurück, matt, todesmatt, aber glücklich und beruhigt. Nun kann ich schlafen, tief und fest schlafen; und am anderen Morgen sagt der Arzt: „Ich glaube, die Krise ist überstanden."

„Mutter, was ist das, die Krise?"

„Das verstehst du noch nicht, Kind." Sie küßt mich und ihre Augen stehen voll Tränen.

Oh, wie oft habe ich in späteren Lebensjahren schlaflos gelegen und habe vor den dunklen Gewalten des Lebens gebangt — aber die Arme, die mich damals umschlangen, liegen im Grab, und der Mund ist verstummt auf ewig.

Zehn, zwölf Jahre sind vergangen.

Ich sitze als halbwüchsiger junger Mensch vor meinem Xenophon, aus dem ich griechische Verbalformen herausseiben soll. Wie ich diesen grammatischen Plunder hasse, auf den der Professor so viel Gewicht legt. Zum erstenmal breitet meine Phantasie ihre Flügel aus, flattert mit dem mutigen Heer der Zehntausend durch die brennenden Wüsten von Iran, durch Palmenwälder, zu dem schwarzen Felsen des Pontus, wo sich die Heimkehrenden auf den Boden warfen und weinend das heilige Meer begrüßten. Eine Geschichte will ich schreiben aus jener fernen, grauen Zeit, von einem Lande, das ich nie gesehen, von Menschen mit titanischen Leidenschaften, von Krieg und Schlacht und Mord — ich, der Sechzehnjährige, der noch gar nichts erlebt hat. Und mit glühenden Wangen arbeite ich an einer schwungvollen Periode: „Mit ihren letzten Strahlen vergoldete die Sonne die Fluten des persischen Meerbusens, wo die Perlen in der Tiefe schimmern und Palmenzweige die stille, tiefblaue Wasserfläche küssen . . ." So geht es fort, eine halbe Seite lang. Da greift eine Hand über meine Schulter und zieht mir das Blatt unter der Feder weg. Der Vater. Er liest und schüttelt den Kopf. Ich sitze da wie mit Wasser begossen. Mutter ist ins Zimmer getreten. Der Vater liest ihr die ganze gewaltige Periode vor. Dann schweigen beide ein paar Sekunden lang. So still ist's im Zimmer, daß man das Summen der Fliegen an der Fensterscheibe hört. Dann räuspert sich der Vater und sagt: „Laß doch solchen Unsinn. Schreib lieber deine griechischen Vokabeln, du dummer Bub." Und Mutter lächelt in sich hinein.

Nichts auf der Welt ist so voll Eitelkeit und Empfindlichkeit wie ein werdender Künstlermensch. Ich war damals bitterböse auf den Vater. Seine Rede war die eines beschränkten Pedanten und das Lächeln der Mutter leiser Spott. Und als ich wieder allein mit meinem Xenophon war, fielen heiße Tränen ohnmächtigen Zornes auf den Rückzug der Zehntausend und das schmutzige Präparationsheft.

Viel, viel später erst hab' ich erkannt, was das grobe Wort bedeuten sollte und das feine Lächeln, das Schweigen und Käuspern; wieviel heimlicher Stolz und wortlose Anerkennung lag darin, und wieviel Angst um meine Zukunft, traurige Erkenntnis, wie wenig Arbeit des Schaffenden gilt in dieser Welt patentierter Mittelmäßigkeiten, gesetzter Ordnung und satter Spießer . . .

Und ich weiß noch mehr. Ja, auch du hast den harten Kampf um ein Künstlerideal gekämpft, Vater. Ein großer Schauspieler wolltest du werden und als kleiner Beamter bist du gestorben. Heute würde ich dich verstehen. Aber du schläfst schon lange bei Mutter jenen tiefen Schlaf, aus dem man niemanden mehr wecken kann.

Und wieder nach Jahren habe ich das Wort zum dritten Male gehört. Es war in der Aula der Universität, als mein Feind an mich herantrat, um mich anzurempeln — der Feind, der eine rote Couleurmütze trug, während ich die blaue hatte — der Feind, den jeder Heranwachsende so dringend nötig braucht, um seine eigenen Kräfte an ihm zu messen. Unsere Verbindung lag in Fehde mit den Frankonen. Warum? Ich weiß es längst nicht mehr. Couleurpolitik. Warum haben sich zu allen Lebenszeiten des großen dummen Kindes Menschheit, Staaten und Völker bekriegt, sich zu Hunderttausenden abgeschlachtet und dann wieder Frieden geschlossen?

Herausfordernd trat er ganz nahe an mich, stieß den schwarzen Couleurstock auf die Steinfliesen und fixierte mich höhnisch. Die Kommilitonen standen erwartungsvoll herum. Niemand wußte später, wer die Feindseligkeiten begonnen hatte. Während die Worte hin und her flogen, dachte ich beständig an die Phrase unseres Geschichtshandbuches: „Einem gereizten Notenwechsel folgte der Ausbruch des Krieges."

„Ich finde Ihr Benehmen sonderbar, mein Herr'

„Wie? Sonderbar?"

„Jawohl. Sonderbar."

Der Würfel war gefallen.

„Sie sind ein dummer Junge."

„Ich werde meine Konsequenzen ziehen."

Man rückte mit steifer Geste die Mützen und entfernte sich stocktirrend.

Die Mensur war ein kleines Ereignis. Wir führten beide gute Klingen. Endlich zog ich ihm eine Hakenquart herunter und er hieb mir mit einer kräftigen Prim die Kopfhaut durch. Es war meine erste Mensur . . .

Ach, wie lächerlich erscheint mir das alles heute, nach zwanzig Jahren — und doch, es war schön! Das harte, verbissene Stillstehen, während die Hiebe krachten und Funken aus dem Stahl sprizen — das verhaltene Lauern auf die Blöße des Gegners — die große, tiefe Ruhe, wenn einmal der erste „Blutige" gefallen ist und man es ganz warm und ganz leise über die Stirn herabfließen fühlt. Ein Stahlbad des Willens, eine Probe auf Mannskraft und Mut!

Und ich sitze noch immer regungslos da und halte den Brief in der Hand, der die Geister des Vergangenen beschworen hat. Ich weiß, daß sie mein Schicksal sein wird, weil sie das Kind in mir weckt, das in jedem Manne schlummert; des Weibes Liebe ist des Mannes Schicksal.

Noch einmal werde ich alles Bittere und Süße, alle Lust und alles Leid erleben, das von Ewigkeit her mit jenem Neigen von Herzen zu Herzen verknüpft ist.

Noch einmal — und wohl zum letztenmal.

Das alles künden mir jene dünnen, schlanken Buchstaben auf dem feinen Papier, jenes Schicksalswort, zwischen den Zeilen herausleuchtend wie ein rotes Fanal:

„Du lieber, dummer Bub . . ."

Das Neuste von der Mode.

(Nachdruck verboten.)

Moderne Damenwäsche. Möglichst eng und faltenlos! ist die Losung, die anschreinend die Mode bei Schaffung der letzten Neuheiten von Damenleibwäsche zur Richtschnur nahm. Dem Hauptzug der gegenwärtig bevorzugten Linie folgend, die das Kittel- und Stiltleid in den Vordergrund gestellt, gibt es auch bei der Wäsche nur angedeutete Markierungen der Taille. Das gilt sowohl vom Tag- wie Nachthemd, von der Hemdhose wie dem Prinzeßunterrock. Wo am letzteren doch ein Gürtel vorgesehen ist, da gilt er mehr als reizvolle Markierung des Empireschnittes und ist so weit gehalten, daß er dicht unter der Brust den Unterrock zusammenhaltend, in der Taille doch völlig die Weite des darüber getragenen Gewandes aufweist. Besonders auffällig ist es an den neuen Prinzeßunterröcken das Fehlen von Volantspitze. Meist fünfteilig geschnitten, erweitern sie sich am Rocksaum nur wenig. Weisen hier höchstens handbreite Stiderei oder Zwischensätze von Tüll, Klöppel- oder Valenciennespitze auf und, wenn besonders elegant gestaltet, durch zierliche Bindelöcher geleitetes, farbiges schmales Seidenband, das rechts und links zu flotten Schleifen geknüpft ist. Reichen Spitzeneinsatz mit Stäbchen vielfach abwechselnd, weisen auch die Taghemden auf, die namentlich im Empireschnitt mit holzerartigen Einsätzen äußerst wirksam sind. Hier bilden Punkt- und Lochstiderei in Weiß oder in Lochstiderei ausgeführte, zierliche Mittenzweige noch eine besonders wirkungsvolle Verzierung und gibt geschickten Frauenhänden Gelegenheit zur künstlerischen Betätigung. Faltenlos ist zumeist am modernen Beinkleid auch die Randverzierung. Auch hier reicher Spitzeneinsatz und Ansatz von Klöppel-, Tüll- und Valenciennespitze, ebenfalls gern unterbrochen durch zierliche Weißstiderei in Punkten oder kleinen Strenzblümchen. Am Nachthemd, das besonders reich ausgestattet wird, dominiert der viereckige Ausschnitt und der halblange Glockenärmel. Mit schmalem Seidenbanddurchzug und koketten Schleifchen.

Ueberziehwesten für kühle Tage sind eine besonders bemerkenswerte Schöpfung der Mode während der letzten Wochen. Sie sind außerordentlich reizvoll diese Westen, gleichviel ob sie nach Art der Herrenwesten mit langem oder kurzem Schalkragen und dicht geknöpft oder mit einem kleinen Matrosen- oder sogenanntem Kapuzinerkragen ein völlig selbständiges Kleidungsstück vorstellen wollen, das auf der Brust oder in der Taille mit einem großen Knopf und kurzem Riegel oder mit einer großen Schnalle linksseitig geschlossen wird. In Wolle, Seide und Samt, nicht selten auch aus diesen drei Stoffarten zusammen gefertigt, erscheinen sie nahezu in allen Farben und sind ebenso beliebt in einfarbig wie in gestreift, kariert oder sonstwie gemustert. Besonders geschickte Hände statten wohl auch die Ueberziehwesten der Herrenwesten mit einem kleinen Streumuster, in Punkten, Sternchen, verschlungenen Ringen oder zierlichen Dreiecken aus und markieren besonders die Taschen am kurzen Schößchen und links auf der Brust durch eine Umrandung mit kleinen, gebüßelten Pikots. Vorwiegend ärmellos gehalten, weisen sie nur den Uebelstand auf, daß sie gerade beim Tragen über seinen duftigen Blusen und Gewändern die Oberarme nicht schützen, und dieses wird höchstwahrscheinlich dazu führen, daß die Ueberziehweste mit halblangen, Glocken- oder Flügelärmeln, die schon hier und da auftauchten, immer mehr Anhängerinnen gewinnen wird.

Aus Leoncavallos Anfängen.

Die Anfänge der Laufbahn Ruggiero Leoncavallos waren von bunter Romantik umwoben. Der Komponist des „Bajazzo" war von Geburt Neapolitaner und aus gutem Hause; er hatte sich schon frühzeitig dem Studium der Musik gewidmet und bereits mit 17 Jahren eine Oper „Chatterton" geschrieben, die aber niemand aufführte. Nachdem Leoncavallo sich das Diplom des Konservatoriums zu Neapel erworben hatte, studierte er auf der Universität zu Bologna Literatur und saß dort zu den Füßen Giosè Karducciis. Der junge Musiker besaß also eine recht gute Allgemeinbildung, die ihm später insofern zustatten kam, als er sich die meisten seiner Libretti selbst schreiben konnte. Soweit verlief sein Leben sozusagen in gutbürgerlichen Bahnen; dann aber kamen für ihn Jahre des Kunstzigeunertums, da er sich mit seiner Familie überworfen hatte und aus diesem Grunde die Heimat verließ, nachdem er bereits einige Klavierkonzerte in Italien gegeben hatte.

Leoncavallo war damals 20 Jahre alt. Er wandte sich nach Cairo zu seinem Onkel Leoncavallo-Bei, der ihm — auf der Höhe des Ruhms hat der Tondichter diese Einzelheiten einmal einem Interviewer erzählt — in der Familie des Bruders des Khedive eine Stellung als Klavierlehrer verschaffte. Es dauerte nicht lange, bis auch der Vizekönig selbst auf den jungen italienischen Musiker aufmerksam wurde, und seine Ernennung zum Generaldirektor der ägyptischen Militärkapellen stand bevor, als ein Araberaufstand ausbrach, der sich gegen alle Europäer richtete und Leoncavallo nötigte, schleunigst zu flüchten. Mit einem weißen Burnus auf dem Kopf und in einen arabischen Mantel gekleidet, verließ er Cairo bei Nacht und Nebel und ritt auf einem Rappen vierundzwanzig Stunden ununterbrochen bis nach Port Said, ständig in Gefahr, erkannt und von den arabischen Aufrührern niedergemacht zu werden. In der Hafenstadt am Suezkanal kam er ohne einen Pfennig Geld an, von dem anstrengenden Ritt, der ausgestandenen Gefahr und vom Hunger vollständig erschöpft. In dem bunten Völkergemisch von Port Said kannte er keinen Menschen; aber da ihm nichts anderes übrig blieb, so erklärte er dem Wirt eines zweifelhaften Lokals, in dem er ein Klavier fand, er werde am Abend seinen Gästen ein Konzert geben. Der Wirt war damit einverstanden, und Leoncavallo nahm gerade soviel ein, daß er sich eine Fahrkarte nach Marseille kaufen konnte. Er schlug sich dann bis nach Paris durch, wo er sich als Kapellmeister in einem kleinen Chantant auf dem Mont Martre schlecht und recht ernährte. Seine Tätigkeit bestand darin, für die Chansonetten dritten und vierten Ranges, die sich dort hören und sehen ließen, Liedchen und Couplets zu komponieren und diese am Klavier zu begleiten. Denn das Orchester, das er „leitete", bestand nur aus eben diesem Klavier. Diese künstlerische Tätigkeit brachte ihm im Monat hundert bis hundertfünfzig Frank ein; aber der junge Musiker hatte sich, wie so mancher ausländische Künstler in Paris, rasch an das ungebundene Bohemienleben gewöhnt, und er war zugleich genug, sich sogar zu verheiraten. Wiederholt erhielt Leoncavallo in jener Zeit den Auftrag, etwas Größeres, eine Operette zu schreiben; aber das Genre dünkte ihm minderwertig, und er lehnte ab

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19190814028/fragment/page=0002